

# Wahnsinn, dieser Wahnsinn!

Wie Schmerz und Hass in Wohlklang baden:  
„Lucia di Lammermoor“ bei den Burgenfestspielen im Landshuter Prantlgarten

Von Eberhard Iro

Es ist schon zum Wahnsinnig werden, wenn nach Blutrache lechzender Hass sich über Generationen vererbt. In unzähligen Romeo-und-Julia-Varianten lassen Literaten so die zartesten Pflänzlein der Liebe zertreten. Da bleibt als letzter Ausweg oft nur der Wahnsinn. Dieses als Opersujet äußerst beliebte Schicksal – Edita Gruberová füllt mit Wahnsinnsarien ganze Abende – ereilt literarisch vorzugsweise Frauen.

Wahnsinnig gut war auch, wie Emily Fultz als Lucia die bekannte Wahnsinnsszene aus Gaetano Donizettis Oper „Lucia di Lammermoor“, die bei den Landshuter Burgenfestspielen in einer Inszenierung des Landestheaters Niederbayern (Johannes Reitmeier) zu sehen war, gestaltete. Dieser Szene voraus geht, dass Lucia Arturo, mit dem ihr Bruder Enrico sie gleichsam zwangsverheiratet, ersticht.

Sicherlich gibt es noch größere Stimmen in der langen Reihe von Lucia-Interpretinnen, doch das war alles vergessen in jenem Moment, als der panikerfüllte Blick der Fultz das totenstille Publikum im Prantlgarten in Bann hielt, er sich in zarter Seligkeit auflöste und schließlich zu wendigen Koloraturen ganz der Welt entrückte. Einfach echt. Ebenso überzeugend verkörperte sie in ihrer Cavatine eine von dunklen Gestalten völlig eingeschüchterte Lucia, die sich bald in schlimmen Visionen verliert. Allein

## Arturo wird hier leider zur Karikatur

fragte man sich, wie Lucia als Schulmädchen plötzlich so keckfroh sein konnte.

Anders als andere Orchester, die eine Flöte nehmen, wurde Lucias Wahnsinnsszene original auf der Glasharmonika eingeführt. Erst so rücken die Worte „harmonia celeste“ in gebührende Sphären. In solchen Glanzmomenten wurde man



So hatte sich Lucia ihren Traummann nicht vorgestellt: Jeffrey Nardone als „Ekel“ Arturo und der Chor bei der Hochzeitsfeier  
Foto: Peter Litvai

gewahr, wie einfühlsam die Niederbayerische Philharmonie unter dem ja schon hinlänglich Bellini- und damit Belcanto-erfahrenen Basil H. E. Coleman den Sängern folgen konnte, wie ausgetüftelt Donizetti seinen Personen mit obligaten Instrumenten kennzeichnete und selbst der tiefste Schmerz, heftigster Zorn im Wohlklang badet. Zwar ist „Lucia di Lammermoor“ wie alle Belcantooper eine Sängeroper, doch darf man das Orchester ruhig hören und eine so ausgewogene Klangbalance wie in genannter Szene gab es an diesem Abend – zumindest in Reihe 10 – nur selten. Eine Angelegenheit des Tontechnikers, wurden doch Sänger wie Instrumente per Mikrofon abgenommen.

Ohne Einschränkungen gelungen hingegen war, neben dem schlich-

ten, in Schwarz gehaltenen Bühnenbild (Michael Zimmermann), die Personenzeichnung. Ob Haupt- oder Nebenrollen, alle überzeugten auch stimmlich. Mathew Habib verkörperte als Normanno den charakterlosen, intrigierenden Fiesling per se. Sein Kontrapart war Marc Kugler als in sich ruhender Geistlicher Raimondo. Claudia Bauer machte Alisa zu Lucias resoluten Gouvernante, die Lucia geltende Tugenden einbläute.

Der reiche Arturo schließlich, den Lucia heiraten muss, damit ihr Bruder Enrico vor dem finanziellen Ruin bewahrt wird, wurde von Jeffrey Nardone köstlich als schlüpfriges, unansehnliches, geiles Ekel gespielt. Allerdings wird Arturo durch diese gnadenlose Überzeichnung der Regie zur Karikatur, zum

Fremdkörper in der ansonsten nahezu eins zu eins umgesetzten tragischen Handlung.

Andererseits leben diese Opern vom klaren Kontrast gut-böse: Da Kyung Chun Kim, der mit machtvollem Bariton einen rachebesessenen, wutentbrannten, eiskalt berechnenden Enrico zeichnete. Dort Victor Campos Leal, der ihm mit echter Leidenschaft und beseelter Wärme in der Stimme den tragischen Liebhaber Edgardo entgegenstellte.

Ihm erweist Donizetti die Ehre, durch seinen Selbstmord die Oper wahrhaft tragisch zu beschließen. Das ist nach der großen Wahnsinnsszene dramaturgisch durchaus gewagt, gelingt aber. Wenn die Aussteuerung noch verbessert wird, gelingen auch die kommenden Aufführungen rundum.

## Requiem für eine junge Generation

Der neue Ballettabend „Made for us“ am Staatstheater Nürnberg

Von Alexandra Haacke

„Made for us II“ nennt Goyo Montero jenes Format, über das der Ballettchef am Staatstheater Nürnberg gerne Choreographen die Möglichkeit gibt, für sein Ensemble neue Stücke zu erarbeiten. Eingeladen wurden nun mit Jeroen Verbruggen und Jiri Bubenicek Künstler der jungen und mittleren Generation. Beide Uraufführungen treffen berührend den Zeitgeist und erweitern das Repertoire der Compagnie entscheidend.

Jiri Bubeniceks „Chapeau“ besticht durch Ironie und Witz, hinter-sinnigen Humor und Tiefe. Spannendes Element ist eine Treppe auf der Bühne, die zur Kulisse wird für Lebensstationen. Eindrücklich das Anfangsbild: Ein Mann balanciert Hüte auf dem Kopf und versucht dabei die Treppe zu besteigen. Das Thema der Überforderung ist bereits umrissen, permanent in verschiedenen Rollen das Leben meistern zu müssen.

Mit Verve und den Mitteln des zeitgenössischen modernen Balletts tourt Bubenicek, der unter anderem als kongenialer Interpret der Werke John Neumeiers zu den wichtigsten Solisten in Deutschland zählte, so mit dem Zuschauer durch Lebensmomente: Straßenhektik, in grelle Lichtwechsel getaucht; Begegnungen; von anderen oder den eigenen Dämonen am Aufstieg gehindert werden; die Herausforderung ein



„Where have all the flowers gone“, Choreographie: Jeroen Verbruggen, im Bild: Isidora Markovic und Daniel Rocas  
Foto: Bettina Stöb

Paar zu werden, wenn man sich nicht zwischen zweien entscheiden kann; die Sehnsucht, aus dem Schlamassel herauszukommen; Künstler zu sein, Mensch zu bleiben, leer werden dürfen.

Raffiniert und aussagekräftig hierzu das von Asymmetrien geprägte Kostümbild: Hosenbeine oder Ärmel fehlen oder sind verdreht. Zum Schluss blickt der Held wie aus einer Höhle ins neblige Licht von oben und klopft an. – Hallo, ist jemand da, der hilft? – und Gott lachte, schießt es einem durch den Kopf.

Jeroen Verbruggens Neukreation, das zweite Stück des Abends, wird schiefgehen, unkt man zu Beginn. Zu eindeutig scheint seine Inszenierung. Von der Decke hängen kopf-über-Blumentöpfe. Später hämmert sich das grelle Licht von Neonröhren auf die Köpfe des Helm tragenden Ensembles. Mental kaum zu ertragen: Ein Kinderwagen mit Erde und Blumen rollt über die Bühne, geschoben vom Tod auf Spitzenschuhen mit Glatze und Schminke und einem weißen Luftballon in der Hand. Das Ensemble trägt Shorts

und T-Shirts. Auch hier scheinen die Farben zu grell. Man assoziiert irgendwann eine verlogene, in sich gefangene, hektische Spießgesellschaft.

Getanzt wird zu Gustav Mahlers viersätziger, großflächiger Neunter Sinfonie, die vier Jahre vor Beginn des Ersten Weltkriegs entstanden ist. Ein Paar in langen schwarzen offenen Mänteln lässt immerfort die Arme wie Fallbeile aufeinander heruntersausen. Mehr als eine solche Umarmung ist nicht möglich. Die Eltern eines verstorbenen Kindes im Moment des Abschieds, der nicht aufzuhören vermag? Zum Schluss hört man den titelgebenden Song „Where have all the flowers gone“. Sanft wedeln die Tänzer hierzu mit den Hüften, ein falsches Grinsen im Gesicht. Nacheinander gehen sie ab.

Aufgewühlt begreift man, dass hier ein junger Choreograph, der fast sein ganzes Leben in der Welt des Balletts verbracht hat, viele Jahre als erfolgreicher Solist am Ballett Monte Carlo und Interpret zahlreicher Stücke unter anderem von Marcoe Goecke, der Welt die Lebensrealitäten und die Angst einer ganzen Generation entgegen-schleudert, die im Angesicht von Terror und Kriegen in der Welt ihre eigene Jugend zu früh aufgeben musste.

Er habe ein Requiem auf die Jugend schaffen wollen, schreibt er im Programmheft. Wie mutig. Wie wichtig. Wie grandios gelungen.

## Jugenddrama „Die Mitte der Welt“ ausgezeichnet

(dpa) Das Jugenddrama „Die Mitte der Welt“ von Regisseur Jakob M. Erwa ist auf dem Filmfest München mit dem Kindermedienpreis „Der weiße Elefant“ als bester Kinofilm ausgezeichnet worden. Die Macher des Films erzählten virtuos, intensiv und in außergewöhnlichen Bildern, lobte die Jury des Medien-Clubs München am Sonntag bei der Preisverleihung. Die Coming-of-Age-Geschichte beruht auf einem Roman von Andreas Steinhöfel und erzählt, wie das Leben von Phil durch die Liebe zu seinem neuen Mitschüler Nicholas völlig durcheinander gerät.

Bester Animationsfilm wurde „Die Häschenschule – Jagd nach dem Goldenen Ei“. In der Kategorie Fernsehserie gewann „Checker Tobi“ mit dem Beitrag „Der Leben-und-Sterben-Check“. Auch die Schauspieler Tristan Göbel und Anand Batbileg konnten sich freuen. Für ihre Rollen in dem Kinofilm „Tschick“ wurden sie als beste Nachwuchsdarsteller gewürdigt.

## Müsste die Anstrengung nicht auch spürbar sein?

Olivier Messiaens „La Transfiguration de Notre-Seigneur Jésus-Christ“ unter Kent Nagano im Münchner Gasteig

Es gehört zu den ureigenen Aufgaben der öffentlich geförderten Rundfunkorchester, jene Großprojekte zu realisieren, für die andere Klangkörper schlicht kein Geld haben. Damit also kein Missverständnis entsteht: Dass Kent Nagano mit dem Chor und dem Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks die monumentale „Transfiguration de Notre-Seigneur Jésus Christ“ („Die Verklärung unseres Herrn Jesus Christus“) von Olivier Messiaen aufführt, ist programmpolitisch begrüßenswert. Nagano war mit Messiaen befreundet und hat das 1969 uraufgeführte Stück bereits als junger Mann dirigiert, noch dazu unter Aufsicht des Komponisten.

Unter künstlerischen Aspekten bleiben nach der Aufführung aber Zweifel bestehen. Zwar erscheint das in der Philharmonie riesenhaft angewachsene Symphonieorchester unter Naganos souveräner Leitung als geradezu perfekt. Auch rhythmische Komplikationen bringt der Amerikaner mit unaufgeregter Zeichnung zusammen. Die sechs orchestereigenen Solisten gestalten ihre hochvirtuosen Parts ohne ersichtliche Mühen.

Doch gerade diese gelassene Selbstverständlichkeit wirkt angesichts der komponierten Schwerarbeit merkwürdig unpassend. Schließlich hat Messiaen 200 Mitwirkende und fast zwei Stunden Spielzeit gebraucht, um seiner religiösen Vision Ausdruck zu verleihen. Müsste diese Anstrengung nicht auch im Spiel spürbar werden?

Die Tuttipassagen, die Nagano so geläufig zusammen-bringt, weisen luxuriösen Oberflächenglanz auf. Ekstase klingt anders. Auch der Chor des Bayerischen Rundfunks steuert wenig mystische Stimmung bei. Howard Arman hat ihn in zu einer kultivierten, eleganten Totale geformt, doch wirkt er auch von dem messianischen Mitteilungscharakter des Werkes unbetroffen.

So bleibt es einem einzigen Musiker überlassen, den strengen, eben nicht bloß genießerischen Geist dieser kultischen Musik zu treffen. Pierre-Laurent Aimard lässt den Klavierpart in der Münchner Gasteig in überpersönlicher Statuarik erschallen und gibt somit eine Ahnung davon, was dieses Werk darstellen könnte. Es klingt paradox: Aber die Musiker sind vielleicht von ihren Stimmen zu wenig gefordert.

Dr. Michael Bastian Weiß

■ Mit diesem Konzert werden am 22. Juli in der Felsenreitschule die Salzburger Festspiele eröffnet